

FRANK WITZEL

ZUR AUSSTELLUNG VON ANJA HANTELMANN

IN DER GALERIE FRIEDRICH WITZEL, FRANKFURT 15.02.2008

Da diese Ausstellung heute einen guten Überblick über die Arbeiten von Anja Hantelmann repräsentiert, möchte ich versuchen, ein paar Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten, in denen ich gewisse thematische Verbindung der doch sehr unterschiedlichen Bilder zu erkennen meine. Als Ausgangspunkt dafür erscheint mir der Begriff "flüchtig" sehr passend, der von Anja Hantelmann selbst stammt. Es ist der Titel einer Serie von Bildern, auf denen immer wieder eine Frau zu sehen ist, die ihrem eigenen Spiegelbild begegnet.

Was ist flüchtig? Natürlich der Augenblick, den wir halten wollen, wenn er schön ist, und der sich unserem Erleben sofort wieder zu entziehen scheint, so dass wir hinterherlaufen, ihn beschreiben, aufzeichnen, malen, sozusagen wiederherstellen, um ihm doch noch eine gewisse Form von Dauer zu verleihen. Es ist natürlich dann nicht mehr dieser eine Augenblick, sondern seine Wiederholung, aber gegen Wiederholung ist nicht unbedingt etwas einzuwenden; Kierkegaard schöpfte aus der Wiederholung sogar seinen Lebensmut, denn für ihn war die Wiederholung das Gegenteil der Erinnerung, eine Bewegung in die Zukunft hinein.

Es hat, glaube ich, seinen Grund, dass Anja Hantelmann ihre Themen in Serien und Zyklen bearbeitet, denn gerade die wechselnden Perspektiven, mit denen sie sich einem Thema nähert, von den verschiedenen Bildausschnitten bis hin zu einer unterschiedlichen Auflösung und Abstraktion des Motivs, stabilisieren, wenn ich es so widersprüchlich formulieren darf, die Flüchtigkeit des Augenblicks.

Sobald man allerdings von Flüchtigkeit spricht, muss man sich natürlich fragen, was wäre denn nicht flüchtig, sondern vielmehr stabil?. Es wird sich in unserem Leben schwerlich etwas Stabiles finden lassen. Stabilität ist eine Fiktion, mehr noch, Stabilität erscheint unsinnig, weil wir selbst ja alles andere als stabil sind. Unser Leben besteht aus Augenblicken, die wir selbst nicht wahrnehmen können und ist irgendwann vorbei. Andere fassen dann dieses Leben für uns zusammen und listen es tabellarisch nach Daten auf, als hätten Daten und Orte auch nur im Entferntesten

etwas mit dem zu tun, was wir selbst als Inhalt unseres Lebens begriffen, während wir es lebten.

Würden wir aber innehalten und alle Augenblicke wahrnehmen, so könnten wir nur noch dastehen und staunen, wir wären also wie eine Künstlerin, die sich einen bestimmten Augenblick auswählt, gebannt und fasziniert von unserem Sujet. Dass wir nicht oder eben nur in Ausnahmefällen dastehen und erstaunt sind über die Folge von Augenblicken, liegt daran, dass wir mit unseren Gedanken immer woanders sind. Selbst jetzt sind wir alle woanders. Niemand von uns befindet sich hier in demselben Raum, weil wir in uns einen anderen Raum herumtragen, der im Wesentlichen aus unseren Gedanken besteht, dem, was wir heute gemacht haben, wo wir herkommen, und natürlich, was wir noch vorhaben. Selbst wenn Sie mir alle aufmerksam zuhören, wovon ich einmal ausgehe, wird diese Aufmerksamkeit ständig unterbrochen von anderen Gedanken, und seien es auch sogenannte themenbezogene Gedanken, dass Sie etwa denken, das ist ja interessant, oder langweilig, oder auf was will der eigentlich hinaus. Und auch ich bin natürlich mit meinen Gedanken woanders und denke, oh mein Gott, in was versteige ich mich denn da gerade, hört mir noch jemand zu, hoffentlich wird Anja nicht ungeduldig, ich komme ja gleich noch genauer auf ihre Bilder zu sprechen. Diese ganzen Gedanken verhindern es, dass wir den Augenblick, diesen unwiederbringlichen Augenblick, wahrnehmen, und diese Gedanken verhindern die Wahrnehmung des Augenblicks deshalb, weil wir uns einfach nicht wohl fühlen mit dem Gedanken, dass alles immer nur flüchtig ist, dass wir uns an nichts orientieren können, alles um uns vergeht, und wir eben auch vergehen. Deshalb können wir uns nicht konzentrieren. Aus Angst. Deshalb haben wir zu allem gleich eine Meinung, ordnen es ein, setzen es in Beziehung, rücken unser Weltbild wieder gerade.

Die Kunst besitzt den enormen Vorteil aus dieser Vereinbarung auszusteigen. Die Kunst nimmt sich die Freiheit, sich ganz auf einen Moment zu konzentrieren, und in diesem Moment den Hebel anzusetzen, um uns etwas zu zeigen, was wir normalerweise nicht sehen. Eine Frau schwimmt in einem See. Daran ist auf den ersten Blick nichts Ungewöhnliches. Doch, etwas vielleicht, sie trägt nämlich ein Kleid und keinen Badeanzug. Dieses Kleid könnte auf eine Geschichte verweisen, vielleicht auf Ophelia, die es sich doch noch anders überlegt hat, ihr Schicksal selbst in die Hand nimmt und dem Ufer entgegen schwimmt, doch dieses Kleid erscheint mir

vielmehr die Aufmerksamkeit auf den Punkt und in den Augenblick zu bringen, indem wir bemerken, dass wir gar nicht genau wahrnehmen können, was in einem kurzen Moment geschieht. In der Bewegung verschwimmen die Formen, werden zu reinen Farben und das Bild selbst ist bewegt zwischen unseren Versuchen, es zu rekonstruieren und zu strukturieren, aufzuteilen in Horizont und Vordergrund, und dem, was sich als reine Malerei darstellt. Wir fragen uns, ob wir tatsächlich das sehen, was wir zu sehen meinen, oder ob wir einer Sinnestäuschung unterliegen.

Ähnlich ist es in dem Karussellzyklus. Die Bewegung des Schwimmens im Wasser ist hier durch die des Fliegens in der Luft ersetzt. Und auch hier müssen wir als Betrachter beständig ergänzen und hinzufügen, wollen wir ein klares Bild erhalten und uns nicht dem Schwindel, dem Taumel, eben der Vergänglichkeit und damit Ungenauigkeit des Augenblicks hingeben. Diese Ungenauigkeit resultiert vor allem daraus, dass wir uns den Bildern von Anja Hantelmann gegenüber nicht auf sicherem Boden befinden, denn ob zu Wasser oder in der Luft, immer sind wir auch Teil der Bewegung und müssen uns damit fragen, was wir diesen Bildern gegenüber an eigener, momentaner Existenz vorzuweisen haben.

Ich möchte für einen Moment den Taumel des Augenblicks, den Schwindel, in dem wir unser Selbst zu verlieren scheinen, unterbrechen und auf einige andere Bilder zu sprechen kommen, die auf den ersten Blick mehr Ruhe und Sicherheit ausströmen und eindeutiger zu sein scheinen. Ein Kind sitzt auf einer Kirchenbank und betrachtet etwas, was wir nicht sehen. Eine Frau, ebenfalls sitzend, von Licht überflutet, ein Mann auf einer Parkbank vor seinem Hund, hier haben wir die kontemplative Ruhe, das Transzendente des Augenblicks, Gott, Licht, Natur. Doch irgendwas stimmt auch hier nicht, denn die Inhalte der Bilder befinden sich außerhalb des Dargestellten. Ist der Blick auf Jesus, so der Titel des Bildes mit dem Kind auf der Kirchenbank, der Blick des Kindes auf eine Erscheinung oder auf ein Abbild von Jesus, oder schauen wir selbst am Ende auf Jesus, weil wir in der kindlichen Absorbiertheit im Augenblick, den Augenblick des Mystikers wieder erkennen, in dem er eins mit Gott ist? Ist es wirklich Stille, die das Bild mit der Licht überfluteten Frau ausströmt, oder wohnen wir hier nicht gerade einer Auflösung bei, oder umgekehrt einer Erscheinung, einer Epiphanie? James Joyce, irischer Katholik, benutzte den christlichen Ausdruck Epiphanie für Augenblicke, in denen die Realität durchbrochen scheint, Augenblicke, in denen ein anderes Wesen zu Tage tritt, sich etwas

Metaphysisches offenbart. Nach außen hin mögen diese Momente banal sein, wie etwa ein Mann auf einer Parkbank, doch etwas in der Mimik, etwas in der Gestalt, etwas am Licht, verhindert es, dass wir dieses Bild übersehen, dass wir daran vorbeigehen, stattdessen verstehen wir mit einem Mal, dass es um nichts anderes geht als um Augenblicke, um Momente, um Vergänglichkeit.

Momentaufnahmen kennen wir aus der Kunst zur Genüge. Meistens werden entscheidende Schnittpunkte der Historie dargestellt, Höhepunkte eines Ereignisses, oder, wie Lessing von der Kunst forderte, der Punkt kurz vor dem entscheidenden Moment. Die Aufständischen von Toledo werden erschossen, Marat liegt tot in seiner Wanne, den gerade geschriebenen Brief noch in der Hand, wir sehen einen Schwan oder einen Goldregen und wissen, dass er sich gleich in Zeus verwandeln wird, wir betrachten das Abendmahl und können die gesamte Heilsgeschichte an Hand dieses Arrangements rekapitulieren.

Auf den Bildern von Anja Hantelmann geht es um andere Augenblicke. Im Grunde geht es um den Augenblick, der nicht im nächsten Moment von einer großen Veränderung abgelöst wird, und es geht vor allem darum, diesen Augenblick auszuhalten, die nur scheinbare Banalität und Normalität zu ertragen, um die Reichhaltigkeit unseres Lebens genau darin zu erkennen, denn nur in Ausnahmefällen wohnen wir Erschießungen und der Verwandlung heidnischer Götter bei.

In der Bilderserie Nichtstun etwa sind einzelne Personen zu sehen, die sich in eher zu kleine und unbequeme Sitzmöbel quetschen. Dieses Nichtstun ist alles andere als ein dolce far niente, sondern erscheint mit einer gewissen Anstrengung verbunden. Warum diese Menschen nichts tun, ist schwer zu erraten. Vielleicht steckt ein gewisser Trotz dahinter, vielleicht ist es das gewagte Experiment, zu sehen, was eigentlich passiert, wenn ich wirklich nichts tue, wenn ich mich nicht ablenke, sondern mich allein in Unterwäsche auf einem Sessel aushalte. Ausgehend von diesen Bildern, erscheinen die Menschen auf den anderen Darstellungen mit einem Mal vom gleichen Trotz einer immer gleichen Normalität gegenüber beseelt. Sie sind nicht bereit, sich auf das Einzulassen, was unsere Wahrnehmung zu fordern scheint: das Mädchen ist viel mehr an der Handtasche interessiert als an den Möwen, die bedrohlich in seiner Nähe umherflattern. Ebenso geht es in dem Bild Halloween einem anderen Mädchen mehr um die eigene Erscheinung als um die direkte Konfrontation mit einem gespiegelten Fisch an seiner Seite.

Die Konstruktion unserer eigenen Welt erscheint einerseits so massiv, dass der Moment, die Epiphanie, kaum zu uns durchzudringen scheint. Andererseits ist unsere Welt so fragil, dass wir sie ständig durch unser eigenes Denken zusammenkit-ten müssen. Das ist nicht allein eine ungeheure Leistung, sondern gleichzeitig auch eine verdammte Anstrengung. Malerei, Kunst überhaupt, verspricht uns Erholung davon. Wir schauen uns ein Bild an, und gerade weil wir nicht wissen, um was es eigentlich geht, weil wir Bilder glücklicherweise nicht verstehen und analysieren können, hören wir vielleicht für einen Moment mit dem Denken auf und gelangen in einen Zwischenzustand.

Für mich geht es in den meisten Bildern von Anja Hantelmann um solche Zwischen-zustände. Menschen im Wasser, in der Luft, im Angesicht von etwas Ungewissen, im Schlaf, mit verbundenen Augen, sich selbst in Lichtkorridoren suchend, sich selbst in Spiegeln begegnend. Für die meisten von uns, mögen diese Momente un-bemerkt vorüberziehen, aber dass Anja Hantelmann sie aufgreift und festhält, weist über den rein ästhetischen Genuss der Malerei hinaus auf ein Lebensgefühl, dass dem Alltag und der ewigen Wiederkehr des Gleichen mit der inneren Bereit-schaft begegnet, genau dort und nicht in einer konstruierten Welt der sich über-trumpfenden Wichtigkeiten und historischen Ereignisse den entscheidenden Sinn der eigenen Existenz zu erkennen: im Vergänglichen, im Flüchtigen, im Augenblick.